

Nr. 263 Bromberg, den 1. Dezember 1928.

Sir Michaels Abenteuer.

Roman von K. R. G. Browne.

(4. Fortsetzung.)

Wenn er diese, vom Schicksal angebotene Gelegenheit annahm, würde ihn dasselbe Dach beschirmen, das augenblicklich Miß Kent barg — „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen"; denn hier würde er mannigfache Gelegenheit finden, dem wunderbaren Mädchen näherzukommen. Den Antrag ablehnen, hieß hingegen ein nächstes Wiedersehen mit ihr in nebelgraue Ferne zu rücken, was Mike durchaus nicht wollte.

Nur der Gedanke an Lady Fairlie, der ihm in diesem Augenblick kam, beunruhigte ihn ein wenig. Doch wenn er es recht überlegte, bildete auch diese gefürchtete Dame kein unüberwindliches Hindernis. Er brauchte schließlich seinen Verpflichtungen als Erbe nicht allzu lange fernzubleiben. Was er wünschte, war ja nur eine feste Basis, auf der er seine Freundschaft mit Miß Kent errichten könnte; sobald ihm das gelungen war, würde er einfach seine Stellung aufgeben und heimwärtsziehen.

Außerdem hieß es hier, einem Mitmenschen einen Dienst zu erweisen, was doch jedermanns Lebenszweck sein sollte. Eine beruhigende, aber nichts verratende Botschaft an Tante Karoline war die einzig nötige Vorsichtsmaßregel. Es war ja richtig, daß er noch nie Sekretärdienste geleistet hatte, aber schließlich weiß man nie, was man leisten kann, ehe man es nicht versucht hat.

Er wandte sich an den sanften Herrn.

„Also gut, ich werde mich hineinstürzen, nur muß ich am Weg eine Depesche aufgeben."

Der Sekretärbedürftige stieß einen lauten Freudenschrei aus und versuchte Mikes Hand zu ergreifen, wobei das Auto beinahe in den Graben geriet.

„Ach, das ist herrlich! Ich bin Ihnen riesig dankbar, Mr. — — doch ich kenne Ihren Namen noch nicht."

Mike erschrak — das gab eine Schwierigkeit! Die Stadt Sharrowby war keine zwanzig Kilometer von Little Hurstover entfernt und Gerüchte und Neuigkeiten verbreiteten sich am Lande schnell. Es war unbedingt zu vermeiden, daß Tante Karoline seinen Aufenthalt erfuhr, ehe er bereit war abzureisen, denn soweit er sich ihrer erinnerte, war sie wohl imstande, über ihn zu kommen und ihn in seine natürliche Sphäre zurückzuschleppen ...

Sir Michael James Eagleton Anstruther Fairlie suchte in Gedanken nach einem netten und unauffälligen Pseudonym.

„Oh — James", sagte er dann.

„Danke, Mr. James. Mein Name ist Bytheway — Herbert Bytheway. Bitte, halten Sie einen Augenblick."

Mike gehorchte etwas erstaunt. Mr. Bytheway, sein langes Gesicht in einem verklärten Lächeln erstrahlend, wandte sich um und sprach zu den im Wagen Sitzenden.

„Miß Kent, dies ist Mr. James, mein neuer Sekretär. Mr. James, dies ist Miß Kent, die Gouvernante meiner Tochter. Und das ist meine Tochter Violet. Mein Sohn Harold ist mit seiner Mutter in dem anderen Auto."

Mike wandte sich mit einem breiten und fröhlichen Grinsen zu dem blonden Mädchen, das ihn in offenbarer Verwunderung anstarrte.

„Wie geht es Ihnen?" sagte er liebenswürdig.

Mit sichtlicher Anstrengung murmelte Miß Kent etwas zurück.

„'s ist gefährlich," bemerkte Violet May, die auch an der Unterhaltung teilnehmen wollte, „sich aus dem Fenster zu beugen."

„Und nun, wo wir uns kennen", meinte Mr. Bytheway, „müssen wir weitereilen. Sie können Ihre Depesche am Postamt von Sharrowby absenden". Er lehnte sich in seinen Sitz zurück und blickte Mike liebevoll an. „Wirklich, Mr. James, ich betrachte es als ein großes Glück, Sie getroffen zu haben. Ein besonderes Glück!"

Fünftes Kapitel.

Einen vielseitigen Herrn vorstellend.

An der Landstraße, die nordwärts aus London herausführt, saß auf einem Tor in einem Heckenzaun ein Herr in einem Touristenanzug in Nachdenken versunken. Der Ausdruck seiner angenehmen Züge deutete Unzufriedenheit mit der Welt an, die in seinem Fall auch ganz gerechtfertigt war. Denn Mr. Georg Cherry ging es augenblicklich schlecht.

In vielfältiger Weise ein bewundernswerter Charakter, dieser Mr. Cherry. Er war ein großer, schlanker, gutgebauter Mann von ungefähr dreißig Jahren, von militärischer Haltung und auffallend aristokratischen Zügen. Die durchdringenden dunklen Augen, das energische Kinn, die Adlernase — all das erzählte beredt von einem vornehmen und ellenlangen Stammbaum. Hier, hätte ein geübter Physiognomiker gesagt, hier ist einer, dessen Ahnen sich bei Agincourt schon ausgezeichnet haben. In welcher Annahme sich der geübte Physiognomiker gewaltig geirrt hätte. Tatsächlich waren Mr. Cherrys direkte Vorfahren Inhaber einer gutgehenden Fischauskocherei, weiter zurück verschwand der Stammbaum im schützenden Dunkel der Zeiten. Das vornehme Auftreten ihres Sprößlings, das sie immer wieder in Staunen versetzte, war das Resultat langer und sorgfältiger Übung und streng auf Äußerlichkeiten beschränkt.

Mr. Cherry lebte von seinem Verstand, und da dieser von ausgezeichneter Beschaffenheit war, lebte er recht gut. Er verdiente sich sein Leben durch verschiedene Mittel, von denen aber keines anständiger Art war. Er war ein geborener Lügner, ein glänzender Schwindler und ein recht geschickter Fälscher. Die Karten gehorchten ihm, wie er wollte, und in der Bauernfängerei hatte er wenige seinesgleichen. Er war ein Meister in allen kleinen Schwindeleien, die der Polizei bekannt sind und noch in einigen anderen, die er selbst erfunden hatte. Wenn es ihm besonders schlecht ging, verschmähte er sogar einen gelegentlichen Taschendiebstahl nicht — aber darauf war er nicht stolz. Kurz und gut, Mr. Georg Cherry war ein tadelloses Exemplar des Mannes, der sich auskennt.

Für so jemanden ist natürlich die äußere Erscheinung eines Herzogs von unschätzbarem Wert. Man sagt zwar, daß wir in einem demokratischen Zeitalter leben, indessen ist es noch immer eine Tatsache, daß der „Herr Graf" sich unter Vorwänden Geld ausleihen oder Kredit verschaffen kann, die den Mann aus dem Volke unfehlbar ins Gefängnis bringen würden. Diese Schwäche der menschlichen Natur nützte Mr. Cherry weidlich aus. Im Erwerben von teuren und pfändbaren Gegenständen, die er nicht die Absicht hatte zu bezahlen, war er Meister, seine Art, ihm gänzlich Fremde dazu zu bringen, vollständig wertlose Schecks als Zahlung anzunehmen, war bewundernswürdig; während seine bloße Anwesenheit jedem Badehotel einen vornehmen Anstrich verlieh, auch wenn er seine Rechnung nicht be-

zahlte. All dies und noch mehr vollführte er mit Hilfe einiger gutgearbeiteten Anzüge, einer vornehmen Aussprache und einer Sammlung von Visitkarten, welche seine intime Kenntnis des Hofkalenders verrieten.

Nun war zwar Mr. Cherry ein sehr geschickter Mann in seinem Fache, aber alles kann man nicht vorhersehen und es gab Zeiten, wo die Sache schief ging. In solchen Augenblicken pflegte er sich schleunigst in entfernte, ländliche Gegenden zurückzuziehen, um dort das Vorübergehen des Sturmes abzuwarten. Er liebte die erzwungene Zurückgezogenheit nicht, denn mit dem Landleben wußte er nicht viel anzufangen, doch ertrug er diese Schicksalsschläge gewöhnlich mit der heiteren Ruhe, die eine seiner einnehmendsten Eigenschaften war. Aber gegenwärtig wurde seine Verstimmung über die erzwungene Untätigkeit durch die Tatsache erhöht, daß seine eilige Abreise von London ihm nicht Zeit gelassen hatte, etwas für seine Finanzen zu tun. Wie er so dasaß und brütete, enthielt seine Tasche nur elf Schilling und vier Pence in gangbarer Münze und eine mehr als zweifelhafte Fünfpfundnote.

„Etwas muß geschehen," sagte Mr. Cherry, während er übellaunig auf den Verkehr der Landstraße stierte, „und zwar rasch."

Er zündete sich eine Zigarette an und rauchte nachdenklich, und seine Augen folgten neiderfüllt den Autos, die in kurzen Zwischenräumen an ihm vorbeisausten. Der Anblick all dieses Reichtums auf Rädern verlieh seiner gegenwärtigen unangenehmen Situation noch besonderen Nachdruck.

„Hol' dich der Teufel!" sagte Mr. Cherry zu einem gepäckbeladenen Rolls-Royce. „Und dich auch", fügte er von Herzen hinzu, als ein formloses, fürchterliches Etwas in einer Wolke von Staub vorüberflog, über eine Unebenheit des Bodens schwankte und ihm den Mund voll Staub zurückließ.

„Straßenschwein!" sagte Mr. Cherry giftig, und dann „Halloh!"

Denn als sich die Staubwolke ein wenig verzogen hatte, lag in der Mitte der Straße ein Handkoffer. Er war alt und zerbeult, aber offenbar bis zum Platzen gefüllt. Mr. Cherry rieb sich die Augen; vor einer Sekunde war der Handkoffer noch nicht dagewesen und er konnte sich sein plötzliches Erscheinen nicht gleich erklären. Als ihm dann ein Licht aufging, grinste er und stieg von dem Gittertor herab. „Geschieht ihm recht", sagte Mr. Cherry und hob den Handkoffer auf. Mit seiner Beute beladen kletterte er über das Tor, blickte sich vorsichtig um und setzte sich hinter die Hecke, um seinen Fund zu untersuchen. In dem Henkel des Koffers war im Lederrahmen ein Zettel befestigt.

„Fairlie," las Mr. Cherry, „King's Fortune, Little Hurstover, Hertfordshire. Hm, nette Adresse." Er zog ein Bund Schlüssel von verschiedener Größe und merkwürdiger Konstruktion aus der Tasche, doch bedurfte er ihrer nicht, denn der Koffer war unversperrt. „Nachläßig, sehr nachläßig!" murmelte Mr. Cherry und begann seine Untersuchung.

Nach drei Minuten hatte er alle Einzelheiten seiner Beute gemustert, die aus zahlreichen Kleidungsstücken, zwei Schachteln Zigaretten, einer Tube Zahnpasta und einem Brief bestand.

„Kein Geld, verflucht," sagte Mr. Cherry ärgerlich, „und nichts zu versetzen. Aber wenigstens meine Kragenweite. Hoffentlich passen mir die anderen Sachen auch." Er betrachtete den Brief mit Interesse. Er war an „Sir Michael Fairlie, The Halfway House, Manitoba, Canada" adressiert und enthielt ein halbes Dutzend Bogen teuren Briefpapiers, die mit einer steilen, energischen weiblichen Handschrift bedeckt waren.

„King's Fortune, Little Hurstover, Hertfordshire", las Mr. Cherry billigend. „Ja, wirklich eine feine Adresse." Er lehnte sich bequem an die Hecke und las weiter. Als er zu Ende war und den Brief wieder in den Umschlag gesteckt hatte, blickte er, ein schwaches Lächeln um den aristokratischen Mund, nachdenklich drein.

„Wir bewegen uns in den besten Kreisen", murmelte er. „In den allerbesten. Und unsere Tante Karoline weiß, was sie will. Nun wohl, dies erfordert einiges Nachdenken."

Er schloß den Koffer, stand auf und kletterte über das Gittertor zurück auf die Straße, die er nun, den Koffer in der Hand, munter entlangging.

Eine halbe Stunde marschierte er so weiter. Dann blieb er stehen, setzte den Koffer ab und trocknete sich die Stirn. Der Tag war warm, der Koffer schwer und vor sich sah Mr. Cherry die Schlote und Kirchtüme einer größeren Stadt in der Ferne auftauchen. Da er unter den Umständen gar keine Sehnsucht nach Städten hatte, blickte er sich überlegend um. Zu seiner Rechten zweigte ein Seitenweg ab und den schritt Mr. Cherry kofferbeladen weiter.

Nachdem er einen kleinen steilen Hügel überwunden hatte, kam er über eine steinerne Brücke zu einer Wegbiegung, an deren Ende er Halt machte.

„Hallo!" entrang es sich ihm erfreut.

An der Straße stand ein langes rotes Haus mit rotem Dach, grünen Läden und einem alten steinernen Wassertrog vor der Tür, auf dem Schild war schwer zu entziffern: „Zum Haupt des Sarazenen." Eine Katze schlief in der Sonne, Rauch stieg aus dem Schornstein langsam zum Himmel. Als einziges sonstiges Lebenszeichen war ein untersetzter Mann, mit einer Schürze angetan, damit beschäftigt, ein langes, niederes, hochrotes Auto in den Hof seitwärts vom Hause zu schieben.

„Guten Morgen", sagte Mr. Cherry und trat vor.

Der untersetzte Mann wandte sich um und nickte.

„Morgen", erwiderte er.

Mr. Cherry stellte den Koffer nieder und lächelte liebenswürdig.

„Ich möchte etwas zu trinken haben", sagte er.

„Gleich", erwiderte der Mann. „Möchten Sie mir nicht erst helfen, dieses Automobil in den Schuppen zu schieben? Es ist mir ein wenig zu schwer."

„Gewiß", sagte Mr. Cherry, der nie ein Ansuchen ablehnte, das er ohne finanzielle Einbuße erfüllen konnte. „Hübscher Wagen, wie?" „Er gehört nicht mir", sagte der untersetzte Mann. „Ich hab' ihn in Aufbewahrung für einen Freund. Fertig? Los!" Und sie schoben an. Eine Weile darauf, nachdem das rote Auto wohlverwahrt war, saß Mr. Cherry in der dämmerigen Schankstube hinter einem schäumenden Krug dem Wirte gegenüber.

„Ach!" sagte er. „Das ist gut . . . Hier ist es schön still."

„Viel zu still für mich", erwiderte der Wirt. „Bei weitem nicht, was ich gewohnt war. Ich war nämlich ein Professional, wissen Sie?"

„Ein Professional?"

„Boxkämpfer."

„Ach, wirklich?"

„Jawohl. Aber jetzt habe ich keine Gelegenheit, mich in Übung zu erhalten, obwohl ich alles Nötige dazu in der Scheune habe." Er betrachtete den Gast forschend. „Sie hätten die Bauart, Sir, möchte man sagen. Sie machen wohl nichts in der Beziehung?"

„Ich?" entgegnete Mr. Cherry lächelnd. „O nein, ich bin ein Mann des Friedens, ausschließlich des Friedens."

Mr. Hicks seufzte.

„Nun," meinte er philosophisch, „es war auch nicht zu erwarten, zweimal an einem Tag. Kommen Sie weit her, Sir?"

„Nicht sehr. Wohin führt dieser Weg?"

„Nirgends besonders hin", erwiderte Mr. Hicks mürrisch. „Keiner dieser Wege führt besonders wohin, kommt mir vor. Er gabelt sich bald, aber ich weiß selbst nicht, wo er mündet."

„Nun," sagte Mr. Cherry, „ich muß weiter. Schönen guten Tag." Er nickte ihm zu, hob den Koffer auf und schritt erfrischt aus dem Wirtshaus heraus.

Man hat mit Recht gesagt, daß es ein Schicksal gibt, welches unsere Wege bestimmt. Und dieses Schicksal war es, das nun in durchaus willkürlicher Weise Mr. Cherrys weiteres Vorgehen in die Hand nahm.

Als er munteren Schrittes aus dem Wirtshaus trat, kam um die Ecke von der Brücke her mit höchster Geschwindigkeit eine große Limousine und nahm fast die ganze Breite der Straße in Anspruch. Als der Chauffeur Mr. Cherry mitten im Wege sah, zog er, in dem Bestreben, einer Verurteilung wegen Totschlags zu entgehen, alle Bremsen an und riß das Auto herum. Es gelang ihm gerade knapp, doch der eine Flügel des Autos schlug Mr. Cherry den Koffer aus der Hand, während er selbst durch den Stoß das Gleichgewicht verlor und unter großem Gekrach des Strauchwerks im Straßengraben verschwand. Der Wagen wankte noch ein wenig, bohrte sich dann mit dem Vorderteil in den Wassertrog und kam so zur Ruhe.

Die momentane Stille wurde sofort von der Stimme des Chauffeurs unterbrochen, der seiner Ansicht über Wassertröge, Fußgänger und die Autofabrikation in Worten Ausdruck gab, die wohl überzeugend, aber nicht gerade ästhetisch wirkten.

Er hielt erst inne, als sich die Tür des Autos öffnete und eine sehr umfangreiche Dame, sowie ein langer Jüngling, beide zu Tode erschrocken und atemlos, ausstiegen.

„Simpson," sagte die Dame, „was ist geschehen?"

Der Chauffeur schaute sie mißmutig an.

„Sie haben mir gesagt, ich solle eilen, gnädige Frau, und ich hab' gehorcht und jetzt sehen Sie's! Eine schöne Schweinerei haben wir da!"

„Aber der Mann! Wo ist er, Simpson?"

„Ach der!" sagte der Chauffeur und blickte sich uninteressiert um. „Dem ist nichts geschehen, gnädige Frau. Ich habe nicht gesehen, wohin er gekommen ist."

„In den Graben, glaube ich", bemerkte der magere Jüngling.

Die Richtigkeit dieser Annahme wurde durch das plötz-

liche Auftauchen des mit Zweigen gekrönten und sehr ergrimmten Mr. Cherry über dem Grabenrand bestätigt. Die dicke Dame schnappte nach Luft und hastete dorthin, wo das Opfer ihrer Eile eben aus seiner Verborgenheit hervorkroch und sich die Zweige vom Leibe klaubte.

„Sind Sie verletzt?" rief sie.

Mr. Cherry musterte sie von weitem. Er sah ein großes, breites weibliches Wesen mit lichten, hervorstehenden Froschaugen, violetter Gesichtsfarbe, Haar von unwahrscheinlich rotbrauner Färbung und einer Gestalt, deren natürlicher Neigung, sich auszubreiten, durch alle Künste der Mode Fesseln angelegt waren. Ihr Gesicht war kugelrund und mit ihrem Busen durch eine abgestufte Terrasse von Kinnen verbunden. Ihre Kleidung war offenbar sehr teuer und außerordentlich schlecht gewählt. Mr. Cherrys geübte Augen überflogen sie und wußten sofort Bescheid. „Zuviel Geld — offenbar ein Snob — wahrscheinlich eine Gans — steht dafür, sich näher anzusehen", entschied das geübte Auge. Sein behender Geist rührte sich und begann sofort in Aktion zu treten, denn es hat sogar seine Vorteile, von einem Auto niedergestoßen zu werden, wenn es nur die richtige Art Auto ist. Sein Stolz schmolz dahin, er lächelte sie männlich verzeihend an.

„Verletzt? Ach nein, gar nicht. Nur etwas überrascht, wissen Sie!"

„Ich befahl ihm, sich zu beeilen, da wir spät daran waren", erklärte die dicke Dame rasch, „aber er hätte nicht um die Ecke fahren dürfen, ohne zu tuten. Ach Gott, ich bin ganz durcheinandergeschüttelt!"

„Ich auch!" erwähnte Mr. Cherry, indem er ein Zweiglein von seinem Kragen löste.

„Ach, Sie müssen das wohl sein! So ein Plumps! Es tut mir schrecklich leid und — haben Sie etwas verloren?" Denn Mr. Cherry blickte sich suchend um.

„Ich hatte einen Handkoffer", erklärte er. „O, da ist er!"

„O Gott!" sagte die dicke Dame. „Was für ein Durcheinander!"

Das Wort paßte. Der Koffer lag in einiger Entfernung in einem Zustand vollständiger Auflösung auf der Straße. Er war von kräftiger Bauart und in seinen jungen Tagen jeder Unbill gewachsen, aber nun war er schon etwas altersschwach und hatte plötzlichen Erschütterungen gegenüber nicht mehr die Widerstandskraft von einstens. Er war mit beträchtlicher Heftigkeit auf die Kante gefallen und wie eine Bombe explodiert. Das Schloß war geborsten und er war aus den Fugen gegangen. Sir Michael Fairlies Eigentum war über die Landstraße verstreut.

„Verflucht!" sagte Mr. Cherry vorgehend, während die umfangreiche Dame an seiner Seite ihrem Bedauern lebhaften Ausdruck gab.

„O Gott, wie schade! Alle Ihre Kleider! Lassen Sie mich helfen, sie aufzuheben! Simpson, Harold, kommt dem Herrn helfen!"

Mr. Hicks, den der ungewohnte Lärm zur Türe gelockt hatte, sah nun mit Erstaunen a) ein großes Auto, das scheinbar seinen Wassertrog umzuwerfen versuchte, b) etwas das aussah, wie das Lager eines Herrenmodegeschäftes über die Landstraße verstreut, c) einen beträchtlich beschädigten Handkoffer und d) seinen Gast von vorhin, eine dicke Frau, einen mageren Jüngling und einen Chauffeur im Staub herumkriechen und sich gegenseitig eifrig hindernd, b) in c) zurückzuverfrachten. Mr. Hicks machte keinen Versuch, die Verwirrung zu vermehren; er lehnte sich zufrieden lächelnd an den Türpfosten. Zerstreuungen dieser Art waren in dieser gottverlassenen Gegend nur allzu selten. Es schien wohl niemand getötet oder verletzt, aber schließlich, alles kann man nicht haben. Als nun der letzte verirrte Socken eingefangen, der letzte Kragen unter dem Absatz des Chauffeurs hervorgezogen war, erhob sich Mr. Cherry, gab seine vergeblichen Bemühungen, den Koffer zu schließen, auf und klopfte sich den Staub von den Knien. Eine sanfte Stimme klang ihm entgegen

„Dies ist auch herausgefallen."

Und Mr. Cherry sah, wie ihm die dicke Dame ein Kuvert entgegenhielt und ihn mit einem merkwürdigen Ausdruck von Ehrfurcht betrachtete. Er nahm den Brief und schrak etwas zusammen. Im nächsten Augenblick erschrak er noch viel mehr.

„Ich weiß gar nicht, wie ich mich genügend entschuldigen soll, Sir Michael. Sie hätten ja tot sein können und Ihr hübscher Koffer ist ruiniert! Sind Sie ganz sicher, daß Ihnen nichts geschehen ist, Sir Michael?"

Mr. Cherry war sehr selten verblüfft, aber diesmal war er es entschieden. Er starrte sie mit leerem Ausdruck an.

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Löns' Abschied von Dt. Krone.

Aus dem im Wilhelm Köhler-Verlag, Minden i. W. erschienenen Buche: „Hermann Löns' Jugendzeit". Erzählt von seinem Bruder Ernst Löns.

Schweren Herzens mußte sich Hermann Löns von seinen Sammlungen trennen. Die ausgestopften Vögel und Tiere schenkte er dem naturwissenschaftlichen Kabinett des Gymnasiums, einiges blieb bei den Freunden.

Im eisernen Kanonenofen des Studierstübchens bullerte ein flackerndes Feuer und verzehrte die Verse und Gedichte, die Hermann im Laufe der Jahre geschrieben hatte. Niemand sollte wissen, wie es manchmal um sein heißes Herz bestellt war. Und — dann war es ja auch nur unreifes Zeug, nicht mehr wert, als daß es den Ofen heizte. — Nur eins, das letzte Gedicht, barg er in seinem Taschenbuche. Vor wenigen Tagen erst war es seiner Feder entflossen. „Segelfahrt" hatte er es überschrieben. Zwei Bauschüler waren im See umgekommen, weil sie trotz der Warnung der erfahrenen Fischer in jugendlichem Übermut eine Bootsfahrt unternommen hatten. Ein schweres Unwetter brachte das Boot zum Kentern . . . Nun noch das dünne Heftchen, die Vorarbeit zu seinem wissenschaftlichen Werke. Sein Auge glitt über die Titelseite, auf die er mit noch steifen Schriftzügen geschrieben hatte:

> „Verzeichnis der von mir in der Umgegend von Deutsch-Krone beobachteten Vögel. Deutsch-Krone im Juni 1882.
>
> H. Löns, Schüler der Obersekunda."

Noch einmal blätterte er in den Seiten. Einhundertvierunddreißig verschiedene Vögel standen dort mit ihren zoologischen Namen sorgfältig aufgeführt, kurze Beobachtungsbemerkungen dahinter. Die Arbeit war eigentlich zu schade zum Verbrennen, aber da er in Münster nichts damit anfangen konnte, würde sie wohl unvollendet bleiben. Doch vielleicht konnte noch ein anderer Nutzen daraus ziehen, wenn er sie an eine Stelle sandte, wo man gewiß dafür Verwendung hatte. Das war das Museum in Danzig.

Durch die Straßen der Stadt bewegten sich in langem Zuge die Schüler des Gymnasiums. In roten Reflexen warfen die blanken Fensterscheiben die düstere Glut der Pechfackeln zurück. Einer feurigen Schlange gleich bewegte sich der Zug zur Baustraße, über ihm wallte eine schwarze Rauchwolke. In kurzer Ansprache sagte der Klassenordner der Oberprima ein letztes Lebewohl dem scheidenden Oberlehrer, der Gefeierte vermochte nur wenige Worte zu erwidern.

Im Schloßsee verzischten die heruntergebrannten Fackeln ihre letzten Flammen.

Ganz allein ging Hermann. Noch einmal besuchte er all die stillen Plätze, wo er oft geweilt hatte. Noch einmal hörte er das Klatschen der Wellen am Ufer des Stadtsees, stand am Rande des „Fahlen Bruches", träumte eine Weile am schlafenden Radunensee, hielt wortlose Zwiesprache mit den Riesen des Buchwaldes und im Klotzow, schaute mit brennenden Augen über das schweigende Teufelsbruch und sah über den Sagenbühler Fichten den ziehenden Wolken nach — Auch er würde bald so wandern in unbekannte Ferne. — Er hatte Abschied genommen von froher Knabenzeit. —

Ums Leben.

Historische Skizze von **Alexander von Gleichen-Rußwurm.**

Wenn roter Schrecken durch die Straßen geht und keiner mehr seines Lebens sicher ist, dann tritt die Romantik in ihre Rolle, und wahre Liebe fühlt sich jedem Opfer gewachsen, Spiel um den Tag, Spiel um die ewige Nacht . . . Entschlußfähigkeit . . . einzige Rettung, solange Handeln überhaupt möglich ist.

Als Robespierres Schreckensherrschaft auf das Höchste gestiegen war — wenige Tage vor Dantons Tod —, füllten sich die Gefängnisse mit Aristokraten und Girondisten. Kaum genügten die Räume, um alle Verhafteten aufzunehmen. In die Conciergerie schleppten die Häscher den jungen Pierre Boissy d'Anglas.

Als Therese, die ihm seit wenigen Monaten angetraut war, nach Hause kam, fand sie die Wohnung leer. Vor der Tür stand die weinende Dienerin, die Zeugin der Gefangennahme gewesen; fortgezerrt hatte man den Geliebten, an den Händen gefesselt, brutal den Rock vom Leibe gerissen. Therese fieberte. Doch sie verlor den Kopf nicht, sie setzte sich hin und schrieb, dann schickte sie die Dienerin fort, einige Nahrungsmittel zu besorgen, die bereits schwer in dem ausgehungerten Paris aufzutreiben waren. „Ret-

tung, Rettung!" rief sie und faltete die Hände zum Gebet. — —

So voll es auf der Straße und in den Sitzungen des Jakobinerklubs war, so leer wurde es in den Gast- und Kaffeehäusern. Selbst im Café Corazza, das sich im Palais Egalité eingenistet hatte und wo der Diktator täglich zu verkehren pflegte, erschienen nur wenige, den Gefürchteten zu bewundern, anzusprechen, mit haßerfülltem Blick zu belauern, mißtrauisch zu umschleichen wie der Fallensteller sein Wild.

Steif und spießbürgerlich sauber erschien Robespierre, er setzte sich an sein Tischchen und sah sich schweigend um. Der „Bürger" Kellner hatte das Schachbrett aufgestellt, aber kein Gegenspieler war da. Ungehalten glitt der herrschgewohnte Blick über die Anwesenden. Einige darunter kannte er, sie konnten nicht spielen. Carnot, „der Organisator des Sieges", spielte zu schlecht. In einer Ecke ganz nahe dem Gewaltigen saß ein junger Mann und lutschte an seinem Absynth; er sah gut aus, fast wie ein Knabe. Der Gewaltige wollte leutselig sein. „Bürger, spielt Ihr Schach?" rief er hinüber. „Gern, Bürger", kam die Antwort — und so setzte sich der Jüngling an Robespierres Tisch.

Das Spiel begann, bald rückten die wenigen Bekannten näher und sahen zu. Der Kampf wurde heftig, das Endspiel atemberaubend . . . ein Zug, die Königin ging vor, der Diktator war matt. Erstaunt, beinahe unwillig sah er auf den Knaben, im Spiel hatte er ganz vergessen, wer ihm gegenüber saß. „Revanche?" fragte er trocken. — „Revanche", antwortete der Jüngling, dessen Gesicht in der Austragung des Kampfes erglüht war.

Sie stellten die Figuren auf. Der Jüngling begann mit den Bauern zu plänkeln. Robespierre spielte nervös, mit diesem Grünschnabel mußte er doch fertig werden. Wirt und Kellner waren müßig, sie sahen zu. Wieder tobte der Kampf, rasch leerte sich das Brett von Figuren, nur noch die Königin, zwei Bauern, ein Turm — schon glaubte sich der Diktator im Vorteil, da — ein überraschender Zug, tief aufatmend sagte der Jüngling: „Bürger, du bist matt."

Robespierre mußte es anerkennen. Die Figuren sind aufrichtiger als die Menschen. Da gibt's keinen Zweifel, kein Kompromiß.

„Um was haben wir eigentlich gespielt?" meinte Robespierre leichthin, seinen Ärger und seine Bewunderung für den jungen Gegner versteckend.

„Um ein Leben, Bürger. Ich habe die Ordre schon vorbereitet, den Grafen Boissy d'Anglas freizulassen."

„Du bist kühn, mein Junge, aber du gefällst mir." Der Diktator setzte rasch seinen Namen unter die Schrift. Es war spät geworden, er hatte Eile.

„Sage nicht: Junge, Bürger", meinte der Angeredete und steckte rasch das Schriftstück in die Tasche, „sage lieber Bürgerin, ich bin die Gräfin Boissy und habe um das Leben meines Gatten gespielt."

Sie verbeugte sich leicht, und ein Schauer der Ehrfurcht lief den wenigen Anwesenden über den Rücken.

Jemand wollte einen Scherz machen, etwas gezwungen, doch Robespierre winkte ihm ab. Auch er hatte um sein Schicksal gespielt und wußte, daß sein Untergang nahe war. Was schadete es, daß der Graf — wie hieß er doch? — die Freiheit bekam.

Lustiges vom Theater und von Schauspielern.

Von Smada.

Geistesgegenwart.

Jeder Situation gewachsen sein, erfordert der schauspielerische Beruf. So gab einst ein Komiker die Rolle des „Verschwenders". Das Unglück wollte es, daß, als er zum Schluß herausgerufen wurde, er über einen Stock stolperte, und hinfiel.

Rasch war er wieder auf den Beinen, trat an die Rampe und erklärte: „Wenn ich so gefallen habe, wie ich eben gefallen bin, so bin ich ebenso zufrieden, wie das verehrte Publikum!"

*

Auch eine Einigung.

Eine bedeutende Pariser Schauspielerin bewohnte, dicht bei Paris, ein entzückendes Sommerhäuschen. Sie fühlte sich sehr wohl darin, ja, so wohl, daß sie monatelang alles vergaß, sogar das Mietezahlen.

Bis endlich dem Besitzer die Geduld riß. Er begab sich zu der Schauspielerin und bat sie, falls sie nicht bezahlen könne, sein Haus sofort zu verlassen.

„Ach nein, mein Herr", lächelte die Schauspielerin ihr liebenswürdigstes Lächeln, „ich wohne so gern hier! Können wir uns nicht anders einigen?"

„Auch dazu bin ich bereit, Madame", meinte der Hausbesitzer. „Machen Sie einen Vorschlag!"

„So schlage ich Ihnen vor, mir die Miete zu erhöhen!" erklärte mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt die schöne Frau!

*

Diese Fremdwörter!

Man kann ein famoser Theaterdirektor sein, und braucht deshalb doch nicht mit der Orthographie besonders befreundet zu sein! So wenigstens erging es einem beliebten österreichischen Schmierendirektor, der ein damals viel gespieltes Stück „Die Flibustier" aufführen ließ. Abends prangte auf dem Theaterzettel: „Die Flibu-Stiere" — und den ganzen Abend soll das Publikum des Städtchens vergeblich auf — die Stiere gewartet haben!

Durch diesen Vorfall gewitzigt, erklärte er ein anderes mal: „Nur keine Abkürzungen! Das Publikum hat ein Recht auf volle Namen!"

Und siehe, an diesem Abend stand zu lesen: „Don Carlos, Infanterist von Spanien!"

*

Auch ein Testament!

Jeder kann rechtsgültige Testamente verfassen. Nur gibt es Fälle, wo ein Testament seinen eigentlichen Zweck verfehlt.

Als man einst das Testament eines beliebten Schauspielers öffnete, enthielt es folgende Bestimmung: „Ich habe viele Schulden, Geld habe ich aber keins. Den Rest bekommen die Armen!"

*

Seine Majestät: das Publikum . . .

Mit dem Publikum ist nun mal nicht zu spaßen! Seine Sympathien und Antipathien sind oft stärker als der künstlerische Wille der Herren Verfasser.

Gab man da — es ist schon eine Weile her — in Salzburg das Trauerspiel „Agnes Bernauer". Zum Schluß läßt bekanntlich der Vicedom die Agnes über die Brücke in die Donau stürzen. Das aber paßte dem Publikum absolut nicht! Es ergriff sozusagen Partei für die schöne Unglückliche, und warf seinen ganzen Haß auf den armen Schauspieler, der den Vicedom mimte, so so daß er sich kaum mehr auf der Straße, geschweige denn im Wirtshaus sehen lassen konnte!

Das wurde dem damaligen Direktor der Bühne, dem berühmten Schauspieler Schikaneder, denn doch zu bunt! Eigenmächtig änderte er den unbeliebten Schluß, und ließ anschlagen: „Heute wird der Vicedom über die Brücke gestürzt!"

Das ließ die Bevölkerung sich nicht zweimal sagen! Alles lief ins Schauspielhaus, das die Menschen kaum zu fassen vermochte, und beklatschte jubelnd den Todessturz des verhaßten Vicedoms!

Was allerdings Hebbel dazu gesagt haben mag — darüber schweigt sich Herr Schikaneder aus!



Bunte Chronik



*** 283 Personen mit einem Jahreseinkommen von einer Million Dollar.** Die Wohlhabenheit in den Vereinigten Staaten schreitet rüstig vorwärts. Den Beweis erbringt die neue Einkommensliste der Bewohner der Staaten, die jetzt aufgestellt worden ist. Sie ergibt, daß in U. S. A. 283 Personen leben, die ein versteuerbares Einkommen von einer Million Dollar oder mehr angeben, die höchste Ziffer, die bisher in Amerika zu verzeichnen ist. Gegen das Vorjahr hat sich die Zahl dieser Glücklichen um 52 Personen gesteigert.

*

*** Preise auf einer Briefmarkenauktion.** Im Wiener Dorotheum wurde dieser Tage eine Versteigerung wertvoller Briefmarken abgehalten, der eine große Zahl einheimischer und ausländischer Philatelisten beiwohnte. Den höchsten Preis erzielte eine Schweiz-Doppelgenf, die mit 900 Mark bezahlt wurde. Für eine Sammlung Österreich bis 1883 und Lombardei bis 1864 wurden 420 Mark bezahlt. Eine bayerische 35-Kreuzer-Marke ging für 120 Mark ab, eine Freimarke 10-Kreuzer-Österreich 1861 erzielte denselben Preis. Ein vollständiger Satz der russischen Levante 1913 wurde für 72 Mark erworben.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg